

Bad Aussee, 7. August 1925.
Kirchenreith 21.

Lohngeschätzter Herr und Freund!

Sie lieber Verstehen und gütiger Beobachter der Künstlerseele haben in dem (nun endlich erschienenen) auch Ihrer feinen Stilkunst alle Ihre machenden Aufsatz über mich in „Osterrach-Deutschland“ meine künstlerische und menschliche Art so liebevoll geschildert, dass ich, einer unwillkürlichen Regung meines Herzens folgen muß, Ihnen dafür im Gei-

ste herzlich die Laus zu drücken.
Sie werden das nicht misver-
stehen, nicht wahr?

Ich lese mit Freude, dass Sie
wiederholt in der „Ravag“ wir-
ken.

Bleibt mir nur zu wünschen,
dass es Ihnen und Ihrer lieben
Gefährtin wohl ergehe.

Sich auf das spätherbstliche
Wiedersehen aufrichtig freuend
bin und bleibe ich mit den
besten Grüßen von Laus zu Laus
Ihr warm ergebener

Wich. Krienzl

P.S. Was sagen Sie dazu, dass man laut dem
in den Zeitungen publizierten Programm



der Volksoper meines „Lassan“ nicht
beachtet, ja ausgerechnet den „Don
Quixote“ Massenets! in Aussicht
stellt. So geht's einem Oesterreicher
in seinem Vaterlande!

Dafür habe ich von den häufigen Auf-
führungen meines „Evangelium“ und
„Kuhreigen“ in der verfloffenen Volks-
operu-Spielzeit keinen Heller Fautie-
me erhalten! Ja, es ist eine Freude.



Das K... ..
... ..
... ..
... ..
... ..
... ..
... ..
... ..
... ..
... ..

144-7315/73

Oesterreich=Deutschland

(„Heim ins Reich“)

2. Jahrgang

Berlin, Augustheft 1925

Nummer 8

Deutschböhmen und der Garantiepakt.

Von Dr. Richard Mischler, Berlin.

Deutschland steht vor dem Abschluß des Garantiepakts. Die Westgrenze wird garantiert, auf Elsaß verzichtet, eine Atmosphäre der Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich geschaffen. Damit wird aber auch Clemenceaus Ring um Deutschland, das Waffenbündnis mit der Tschechoslowakei und Polen, überflüssig, was Herrn Benesch, dem Gendarmen Frankreichs, sehr peinlich ist. Er hat getan, was er konnte, um die Verständigung zu stören, er wünschte die Garantie der Ostgrenzen auch gleich mit ausgesprochen, ein Anschlußverbot Oesterreichs in den Pakt aufgenommen und machte Schwierigkeiten in Genf, in Paris und wo er es konnte. Schließlich ist aber doch das Eigeninteresse Frankreichs und Englands stärker als die Patronanzbegeisterung für die Tschechoslowakei. Nun verlangt Herr Benesch, der sich stark vereinsamt fühlt, das Durchmarschrecht Frankreichs durch Deutschland, um Frankreichs liebens-tschechoslowakischen Bundesgenossen nötigenfalls zu helfen, und — ausdrückliche Grenzgarantie und Schiedsvertrag. Die Zeiten, da Herr Benesch die mitteleuropäische Politik entscheidend beeinflusste, scheinen vorbei zu sein, es handelt sich nur mehr darum, den Raub Deutschböhmens und des Sudetenlandes nochmals formell zu sichern.

Herr Benesch drückt das schlechte Gewissen im Gedenten an jenes Memoire III., in dem er der abnungslosen Entente klar machte, daß sich die Völker der Tschechoslowakei „aus freiem Willen“ diesem Staate angeschlossen hätten. Er weiß aber auch, (was man in Deutschland kaum mehr weiß) daß Deutschböhmen nach eigenem Willen eine Zeitlang zu Deutschösterreich und — zu Deutschland gehörte. Am 12. März 1919 wiederholte die konstituierende Nationalversammlung Deutschösterreichs den Novemberbeschluß, indem sie im Artikel 1, Punkt 2 des Gesetzes über die Staatsreform aussprach: „Deutschösterreich ist ein Bestandteil des Deutschen Reiches.“ Und am gleichen Tage wurde auch das Gesetz „über das besetzte Staatsgebiet“ beschlossen, dessen Artikel 1 lautet:

„Die Nationalversammlung erhebt gegen die gewaltsame Besetzung der Länder Deutschböhmen und Sudetenland feierlichen Einspruch; sie erklärt diese Länder kraft des Selbstbestimmungsrechtes der Nationen und kraft eigener freier Beitrittserklärungen als unanfechtbare Bestandteile der Republik Deutschösterreich.“

Später hat Deutschösterreich auf diese seine Bestandteile, dem ungeheuren Zwange folgend, verzichten müssen. Sein Ruhm bleibt, für die unglücklichen Sudetendeutschen getan zu haben, was es konnte, und der Abschied im Wiener Parlament war eine unvergeßliche, erschütternde Trauerfeier.

Wird nun Deutschland der Tschechoslowakei die deutschen Gebiete garantieren? Diesmal aus freien Stücken, ohne anderen Zwang, als den politischer Zweckmäßigkeit . . . ? Deutschlands Rechtsregierung wird es tun und damit jener Auffassung beitreten, der einmal der Abg. Stampfer in einer Volksbundversammlung Ausdruck gab: „Deutschland hat kein Interesse an einer Irredenta ringsum, es braucht und wünscht friedliche Beziehungen auch zur Tschechoslowakei!“ Kein Zweifel, Herrn Benesch's Herzenswunsch wird erfüllt werden, aber — wird er auch bereit sein, die selbstverständliche Gegenleistung dafür zu gewähren: Desinteressement in der Anschlußfrage, Garantie des Schutzes der deutschen Minderheiten? Nur diese feierlichen Verpflichtungen können das Opfer einer neuerlichen Garantie erträglich machen! Es besteht zwar ein fadenscheiniger Minderheitenschutzvertrag vom 10. September 1919 zwischen der Tschechoslowakei und den Alliierten. Er konnte nicht hindern, daß in der tschechoslowakischen Republik die deutsche Minderheit auf dem Gebiete der Verwaltung, der Schule, der Wirtschaft und der Bodenreform entrechtet und Schritt für Schritt zurückgedrängt wurde. Deklarationen, Proteste und Denkschriften verhallen ungehört, die Politik Benesch's hat langsam aber sicher dem Endziel zugestrebt: aus dem Völkerstaat einen Nationalstaat zu machen. Nicht Oesterreich, aber Deutschland hat laut Friedensvertrag das Recht, als Anwalt deutscher Minderheiten im Völkerbund aufzutreten. Wäre Deutschland Mitglied gewesen, dann wären die Proteste nicht ungehört verklungen, dann wüßte die Welt heute mehr von jenem Volk, das still und unbeachtet verblutet! Die Lage der Sudetendeutschen ist ernst. Deutschland ist durch seine Wirtschaft ein starker Vertragspartner, der auch auf dem Wege eines Zollkrieges Herrn Benesch zur Einhaltung feierlich abzugebender detaillierter Schutzversprechen anhalten kann. Und in Genf wird sich noch mancher Freund der Sudetendeutschen finden, nicht zuletzt Amerika. Lansing ist am 1. April 1919 in Paris Herrn Cambon scharf entgegen getreten, als dieser



Münchhausen-Trompete entgegen, die uns, wie in guter schwarzgelber Zeit, über die unzutümmliche Einmischung in die „inneren Angelegenheiten eines fremden Staates“ belehren möchte. Der Oesterreichisch-Deutsche Volksbund und alle Deutschen, die in ihm das Miniaturbild Großdeutschlands erblicken, kennen keine das deutsche Gewissen abschnürende Auslandsgrenze zwischen Deutschland und Oesterreich, und die durch feindlichen Willen staatspolitisch getrennten, durch höheres Gebot in Hirn und Herzen vereinigten Vaterlandsgegnossen in Reichsdeutschland und in Oesterreich tragen Freud' und Leid und jedes dem einen Teile gewordene Loos mitfühlend gemeinsam. Außerdem entspricht es erst recht der Ueberzeugung der österreichischen Anschlußfreunde (nach Seipels Bekenntnis „mindestens 90 Prozent der österreichischen Bevölkerung“) aufrichtig zu beklagen, daß die reisenden Schicksalsfragen Herrn Mataja anvertraut sind. Es ist sonst nicht üblich und auch nur bis zu einer gewissen Grenze möglich, die Verantwortung für die Politik eines Kabinetts einem einzelnen Kabinettsmitgliede — und nicht einmal dem Chef der Regierung — zuzuschreiben. Herr Mataja ist durchaus kein faszinierender Napoleon. Er dankt es dem leidigen Kompromiß der Parteien und der Verlegenheit, die der für die Außenpolitik besonders heikle Augenblick einem Personenwechsel entgegensetzt, daß er sich trotz seiner ungeschickten Hände noch immer des Minister-Automobils erfreuen darf. Doch könnte unversehens die Stunde schlagen, in der seinen Kollegen die Mitverantwortung untragbar schiene. Schon wiederholt wurden Dissenzen sichtbar und nur notdürftig verkleistert. Die eine der beiden parlamentarischen Regierungsparteien interpellierte den Minister — wenn auch nur in camera caritatis! — als er von Rom zurückgekehrt, und die herausfordernde anschlussfeindliche Rede Mussolinis seinem D-Zuge unmittel-

bar gefolgt war. Dieselbe großdeutsche Fraktion rüttelte an dem Bruchbände der Koalition, als Mataja den Berliner Gesandten Riedl in kürzerer Frist, als einer Köchin zugesichert ist, von seinem Posten absetzte — und das bei einem Anlasse, der die Angnade des Ministers auf Riedls großdeutsche Bemühungen zu wälzen schien: nämlich nach dem plötzlichen Umfall des Ministers in der spruchreif gewordenen Frage der Passivums-Aufhebung. Die großdeutsche Fraktion, die zwei Mitglieder im Ministerium Ramek-Mataja sitzen hat, begnügte sich auch da noch mit der Ernennung eines Parteigenossen auf dem Berliner Platze und mit einer allerdings unzweideutigen Notiz in ihrem offiziellen Organ, den „Pressemitteilungen der Großdeutschen Volkspartei“. Dort hieß es wörtlich:

Alle Anschlußfreunde in Oesterreich beunruhigt die Tatsache in hohem Maße, daß unser Außenminister Dr. Mataja heißt. Und das mit Recht, denn Mataja hat sicherlich alles andere bewiesen, als daß er ein Anschlußfreund ist.“

Alter wenschon! Herr Mataja klebt, und die Koalitionspartei der österreichischen Großdeutschen erachtet den Zeitpunkt nicht für geeignet, sich dieser Belastung zu entledigen. Ungefähr die gleiche zuwartende Haltung nimmt übrigens die große sozialdemokratische Oppositionspartei ein. Die Großdeutsche Partei glaubt, die Schritte des Ministers fernerhin besser — und zwar auch in brennenden Fragen von viel ernsterer Bedeutung, als die symbolische Passivums Episode war — überwachen zu können. Die kleine, aber an der Waage der Regierungsmehrheit das Zünglein bildende Partei ist offenbar der Meinung, sich durch Matajas Ueberwachung die rechtzeitige Stellungnahme gegen tschechische und italienische Präferenzen zölle und die drohende Abkapselung Deutschlands von Oesterreich wahren zu kön-

Der Komponist der österreichischen Volksoper.

Von Richard Specht, Wien.

Er sieht aus wie ein gütiger Patriarch und ist dabei jugendvoller als die meisten Jünglinge von heute. Keiner hat gleich ihm die Unerfätlichkeit des Lernens, der geistigen Bereicherung, der lebendigen Auseinandersetzung mit allem Lebendigem, mit Menschen, mit Büchern, mit Tonwerken der Zeit. Er hat die Milde dessen, der selber nie ein Fanatiker war, das selbstlose Wohlwollen des Künstlers, der es weiß, was es heißt, unter Mißgunst und Unverständnis leiden zu müssen, hat die ruhige Bestimmtheit ohne Feindseligkeit, wenn er mit kurios betrachtlichem Lächeln irgendeine allzu absurd sich gebärdende Erscheinung innerlich ablehnt, äußerlich aber niemals aggressiv wird und sich abschetzend ins Gegebene findet, wie einer, der es bei aller Selbständigkeit des Glaubens weiß, wie viele Wohnungen es im Hause des Herrn gibt, und der lieber abwartet und der Entwicklung zusieht, statt gleich verdammend zuzuschlagen: weil er selber nie paktiert, nie auf die Mode geachtet, nie auf den Erfolg spekuliert, immer nur gesagt hat, was er eben aussagen mußte und deshalb auch jede andere Ueberzeugung zu achten gelernt hat, und schiene sie zuerst noch so unsinnig. Wo es irgend Neues zu hören, Anregendes zu erleben gibt, im Opernhaus, im Konzert oder im Vortragsaal, wird man zuverlässig Wilhelm

Rienzls jugendlich schreitende Gestalt begegnen, die nichts von „Künstlichkeit“, will sagen von künstlich konservierter Kraft oder gar nur das Greisentum markierender äußerer Beweglichkeit an sich hat; sie ist voll innerer Beweglichkeit und Lebendigkeit geblieben, ist immer aufgeschlossen wie in froher Erwartung und kehrt humorvoll heim, wenns wieder eine Enttäuschung gab, von der er sich bei „seinen Göttern“ dann wieder glücklich und behaglich erholt. Um ihn ist eine Atmosphäre der Güte und Friedlichkeit; man spürt den ganz und gar neidlosen Menschen und begreift, wie ers geworden ist: weil immer viel Liebe und Verehrung zu ihm kam und nicht zuletzt, weil ein Erfolgreicher seinem Leben dankbar war und von Verbitterung und Größenwahn freigeblieben ist. Er sieht wirklich wie ein gütiger Patriarch aus, mit seiner elastischen, mittelgroßen Figur, dem langwallenden weißen Haupt- und Barthaar, den hellblickenden, freundlich forschenden, klugen Augen, dem lächelnden Mund; oder besser noch, wie ein guter, alter Onkel, der sich an allem Jungen freut, tolle oder dumme Streiche mit heiterem Kopfschütteln und in der Erinnerung eigenen Junggewesenseins hinnimmt, mit einer Gerechtigkeit und einer verstehenden Nachsicht, wie sie unter Künstlern nicht eben häufig sind, und der immer die Taschen voller guter süßer Sachen hat, von denen er gerne naschen läßt; und jenen, die nicht mögen, weil sie andre Gewürze oder vielleicht einmal auch nur Ochsen-galle wollen, ist er auch nicht böse und gönnt ihnen ihren besonderen Geschmack.



Reichstagsabgeordneter von Remitz (deutschnational)
 „Der Herr Reichstagspräsident hat bereits, Ew. Exzellenz, Ihrer großen Verdienste um die Förderung der Anschlussbewegung gedacht. Als Sie vor vier Jahren Ihr Amt als Gesandter der Republik Oesterreich bei der Regierung des Deutschen Reiches antraten, da hat auch der kühnste Optimist kaum anzunehmen gewagt, daß sich unsere Bewegung so entwickeln wird, wie das wirklich der Fall ist. Und da wir Ihren Anteil an dieser Entwicklung kennen, haben wir das Bedürfnis empfunden, Ihnen jetzt ein herzliches „Lebewohl“ mitzugeben. Der Wandel in der Größe unserer Bewegung ist mitherbeigeführt worden durch die mannhafte Art und Weise, mit der Sie eingetreten sind für die große heilige Sache, für die wir alle kämpfen, für die Sie eingetreten sind nicht nur mit Worten, sondern auch mit der Tat und unter Umständen, die schließlich zu Ihrer Abberufung geführt haben. Gerade ich, der ich Ihnen persönlich näherstehen durfte, wußte, daß Sie nicht zögern würden, auch das größte persönliche Opfer für den Anschlussgedanken zu bringen, und weil ich das wußte, habe ich mich bemüht, gewisse Differenzen, die zwischen Ew. Exzellenz und dem Volksbunde aufgetaucht waren, möglichst bald gütlich beizulegen. Ich weiß, mit welcher Begeisterung Sie daran gegangen sind, den Anschluß, da er in diesem Zeitpunkt noch nicht möglich ist, vorzubereiten, und daß Sie sich durch Schwierigkeiten und Unverständnis, worauf Sie stoßen würden in der Verfolgung des großen Zieles, nicht beirren lassen würden. Jetzt ist Ihr Wirken in Berlin beendet, weil Ihre unzweideutige Tätigkeit für die Anschlussbewegung nicht mehr die volle Billigung des gegenwärtigen deutschösterreichischen Außenministers gefunden hat. Wenn noch ein Beweis für die Notwendigkeit der Tätigkeit unseres Bundes erforderlich war, so ist er erbracht durch die tieftraurige Tatsache, daß ein deutschösterreichischer Gesandter von Berlin abberufen wird, weil er zu anschluss-

freundlich ist. (Lebhafte Zustimmung.) Dadurch wird die Situation blitzartig beleuchtet. (Erneute, lebhafte Zustimmung.) Wir sind wieder einmal an einem Punkte angelangt, wo unserm ganzen Volk aus seiner Mitte Gefahr droht. Andere Symptome bestärken uns in dieser Ueberzeugung: so die Reise des Außenministers Mataja nach Rom und Paris, die französische Ausstellung in Wien und die Bekenntnisse der welschenfreundlichen Seele des Barons Eichhoff in Paris. (Sehr richtig!) Sollen wir wegen dieser Gefahr, die die heilige Sache bedroht, des Kampfes müde werden, sollen wir verzagen? Gewiß nicht! Es ist nicht deutsche Art, die Flinte ins Korn zu werfen. Im Gegenteil, wir wollen in der Zukunft mit verdoppelter Kraft und Treue für diese Sache fechten (allgemeiner Beifall) mit der Fähigkeit, die Sie, Herr Gesandter, bewiesen haben. Wenn wir das tun, so werden wir siegen. Die furchtbaren Schicksale unseres Volkes diesseits und jenseits der Grenze haben unser Volk ohne Unterschied der Partei im Willen zum Zusammenschluß geeinigt. Dieser Wille wird alles überwinden, was sich ihm entgegenstellt, und er wird uns eines Tages bescheren ein großes, einiges, mächtiges deutsches Vaterland. Der Volksbund wird unablässig für dieses, unser großes heiliges Ziel weiterkämpfen mit der ganzen Kraft seiner überparteilichen Natur. Darin liegt gerade seine Stärke. Das gibt ihm Schwung, daß in ihm zusammenstehen Männer und Frauen aller Parteirichtungen. Insofern ist der Volksbund ein Abbild unseres eigenen Volkes, als er, wie unser Volk, sich noch nicht einig ist über die Art und Weise, wie unsere inneren Verhältnisse gestaltet werden sollen, aber Einigkeit besteht in dem einzigen hohen Hauptziel. Wenn Sie, Herr Gesandter, jetzt heimkehren in das schöne Donauland, wenn Sie heimkehren in die Südostmark des deutschen Volksbodens, so sind wir überzeugt, daß Sie ein Vorkämpfer des Anschlussgedankens bleiben werden, wie Sie bisher einer gewesen sind. Der Volksbund hat in letzter Zeit auch in Wien Fuß gefaßt, wir zweifeln nicht, daß Sie auch in unserer Wiener Ortsgruppe die Anschlussbewegung mächtig fördern werden. Das Schicksal unsers Volkes ist in seine eigene

guten Sinn), wie sie der Kienzl'schen Melodik eigen ist — man denke der meisterlichen Regelszene im „Evangelium“, oder der Eingebung der Ruhreigenmelodik! — diese Kraft liegt in der Echtheit der Empfindung und der Erfindung; derlei kann nicht gefälscht, kann nicht irgendwie nachgeahmt werden, ohne sofort unwahr und schwach zu wirken. In dieser Art der Erfindung ist Kienzl ein Meister; hier glückt ihm ein Fund nach dem andern und hier ist seine zwingendste Lebendigkeit. Kommt dazu, daß er seine Einfälle nicht vage hinstreut, nicht improvisierend weiterspinnt und nicht hinterher „instrumentiert“; er gestaltet mit fester Hand, „verdient“ sich seinen Einfall durch sicherste künstlerische Arbeit und denkt von vornherein orchestral; er hat alles im vollen Fluß der Natürlichkeit, und doch spricht jeder Takt von einem Verantwortlichkeitsgefühl, ohne das noch nie ein Kunstwerk zustandegekommen ist. Aber da man sich Volksopernkompagnisten zumeist so vorstellt, nur so vor sich hingehend, nichts zu suchen im Sinn, irgend einem Leierkasten einmal einen Gassenhauer ablaufend und mit äußerster Unbefangenheit das Triale in die Form von Opernummern bringend — nach dieser Vorstellung wäre Kienzl sicher kein Volksopernkompagnist. Er ist trotzdem einer. Aber nicht, weil er populär sein will, sondern weil er es ist. Und weil er, als Künstler von Gewissenhaftigkeit und des Technischen sicher, nichts anderes nötig hat, als zu sein wie er ist und sich so zu bekennen als gereifter, milder, gütiger Mensch und als ein Musikant Oesterreichs.

Worte der Großen.

Schiller (Kleine Schriften):

Natur und Sittlichkeit, Materie und Geist, Erde und Himmel fließen wunderbar schön in seinen (des Griechen) Dichtungen zusammen.

* * *

Eruft Häckel („Natürliche Schöpfungsgeschichte“):

Alle Natur ist für uns belebt, ist von göttlichem Geist, von Gesetz, von Notwendigkeit durchdrungen. Wir kennen keine Materie ohne diesen göttlichen Geist, keinen Geist ohne Materie. Wer von einer geistlosen und rohen Materie spricht, der beweist damit nur die Geistlosigkeit und Noheit seiner eigenen Anschauungen von der Materie.

* * *

Ludwig Börne (1786—1837):

Hätte die Natur so viele Gesetze, als der Staat, Gott selbst könnte sie nicht regieren.

* * *

August Wilhelm Iffland (1759—1815; Brief):

Es ist gegen die Natur, ein Stück aus dem lebendigen deutschen Leib zu trennen.

* * *

Schiller:

Nichts führt zum Guten, was nicht natürlich ist.

* * *



nen Wie es freilich bisher mit dieser Überwachung, ja, sogar nur mit der Einweihung aller Kabinettsmitglieder und der Regierungsparteien in die Aktionen des Herrn Mataja bestellt war, darüber gab gerade die Visumsaffaire verblüffende Aufklärung. Auf dem Großdeutschen Parteitag wurde der Vorsitzende der Partei interpelliert, und Abgeordneter Dr. Dinghofer antwortete: die plötzliche Änderung in der Haltung der Regierung zur Passfrage sei der Partei — „unverständlich“!

Der Großdeutschen Fraktion ist die Durchkreuzung von Matajas ursprünglichem Plan gelungen, den durch Riedls Abberufung verwaisten Berliner Gesandtenposten bis zur Lösung der Deutschland intensiv berührenden Frage der Präferenzzölle unbesetzt zu lassen; und der neue Gesandte Dr. Franl hat seiner Wirksamkeit das Odium aus dem Wege geräumt, mit dem Mataja die österreichische Gesandtschaft vor der brüskierten deutschen Regierung belastet hatte, als er in der Münchener Osterkonferenz das Passivum plötzlich aufrecht halten ließ. Es sei mit Nachdruck festgestellt, daß die jüngste taktische Wendung Matajas — mehr liegt nicht vor! — auch auf die überparteiliche Raillierung der österreichischen Anschlussbewegung in der Wiener Ortsgruppe des Österreichisch-Deutschen Volksbundes zurückzuführen ist. Der Minister hatte während seines Aufenthalts in Rom die Anschlussbewegung mit einem — später freilich dementierten — Köderwert geringschätzig abgetan; jetzt, nach der überwältigenden Massenkundgebung am 23. Juni, lernte er in diesem fatalen Punkt umdenken. Während im Parlament die Parteien noch immer geschwiegen hatten, brauste in den Riesenversammlungen der einmütige Volkswille auf, und er richtete unzwei-

deutig seine Stoßkraft gegen Matajas Politik. Sehr begreiflich, daß die österreichischen Offiziösen der taktischen Umstellung des Ministers sachliche Scheingründe unterstellten. Aber es verhält sich mit diesen, wie mit der in der Münchener Osterkonferenz aufgestellten Behauptung. Damals wurden die Vertreter der deutschen Regierung, nachdem sie mit den Österreichern die Sache Monate lang in Vorberatungen bis zum Abschluß gefördert hatten, von der Offenbarung überrascht, daß Österreichs Finanzen die Aufhebung des Passivums nicht zulassen; die schwachen Füße dieser „Wahrheit“ trückten ein, als bald hernach festgestellt wurde, daß der österreichische Finanzminister der Aufhebung des Passivums zugestimmt hatte! Heute aber beruft man sich auf den am 15. Juli erfolgten Ablauf der im Friedensvertrag enthaltenen Meistbegünstigungsklausel, und daß es deshalb nicht angängig gewesen sei, das Visum vor dem 15. Juli aufzuheben. Du lieber Gott, hat denn der österreichische Außenminister den Friedensvertrag erst knapp vor der Osterkonferenz durchgesehen? Warum war von dem angeblichen Hindernis (Kenner des Friedensvertrages bestreiten diese posthume Auslegung . . .) niemals in den vorausgegangenen Konferenzen die Rede?! Und wenn eine entfernte Möglichkeit zu solcher Auslegung bestanden hätte, warum schlug man in München nicht einfach vor, die Aufhebung des Visums zwar zu beschließen, aber erst am 16. Juli durchzuführen?! Warum brüskierte man die deutsche Regierung? Wollte man in gewohnter „Furcht des Herrn“ die französische Empfindlichkeit schonen? Und heute?

Anknüpfend an die aufgehellten Widersprüche in Matajas Handlungen und Worten schreibt uns ein hochgeschätzter Politiker aus Wien: „Die Bedenken mindern sich nicht, wenn man der Meinung zu-

Solch gute, süße Sachen hat er immer wieder gebracht, und die Kinder, sie schmauseten sie gerne: Klavierstücke und Lieder sonder Zahl, Chorwerke und Melodramen und vor allem Opern, unter denen ihm „Der Evangelimann“ und „Der Kubreigen“ Weltersolge eingebracht haben, von denen noch zu sprechen sein wird. Tauter Werke eines herzlichen, warmen, natürlichen und wahrhaften Musikers, der viele Kunst sein nennen darf, nur die eine nicht: sich zu verstellen und anders zu scheinen, als er ist; dessen Begabung vielleicht mit der Adolf Jansens verwandt ist, nur kräftiger, versatiler, beherzter und vor allem ganz und gar österreichisch in ihrem Wesen.

Das hat sich in seinen ersten Tondramen nicht gleich zeigen können, in denen noch allerlei Wagnerinfektion ausgefiebert werden mußte: in „Uroasi“ und in „Heilmarder Narr“. Aber als sich dieses unbefangene, gefangsfrohe, im Heimatboden wurzelnde und in allem Geistigen und Technischen doch in seiner Gegenwart heimische Wesen zum ersten Mal ganz rein enthüllte, im „Evangelimann“, war der Jubel laut: gerade in der Zeit des Verismo schlug die volkstümlich würjige Melodik des Werkes kräftig ein. Haniel und Gretel“ und „Der Evangelimann“ bedeuteten nicht nur die Symptome einer Gesundung, sondern eine neue und lebensstarke Manifestation deutschen Opernwesens — und blieben siegreich. Humperdinck und Kienzl hatten in diesen beiden Schöpfungen gezeigt, daß man Wagner nicht miß-

verstehen und nachahmend banalisieren mußte, sondern daß man von ihm lernen konnte, — freilich nur: wenn man selber genug Persönlichkeit war, um das Gelernte dann in Eigenes umzusetzen. Zwei deutsche „Volksopern“ waren da, die ihren Siegeszug durch die Welt machten, und als dann Kienzl mit dem „Kubreigen“ ein Gleiches glückte, wurde er endgültig als „Volksopernkomponist“ registriert.

Was vielleicht den einzigen bitteren Tropfen in dem Freudenkelch des vielgeehrten und vielbeneideten Tondichters bedeuten mochte: man wollte nur mehr Volksopern von ihm, ließ sein gewichtiges und phantasievollstes Werk, den „Don Quixote“, in dem der an sich fesselnde, vielleicht nur durch die Problematik des Phantastisch-Unsinnigen gefährdete Versuch einer musikalischen Tragikomödie mit Geist, tondichterischer Fülle, Farbigkeit und einer seltsam schillernden Ironie des Ueberwirklichen gewagt wurde, allzu achtlos fallen und scheint jetzt erst wieder seiner neuesten Oper „Hassan der Schwärmer“ gnädig sein zu wollen, die freilich aufs neue eine Volksoper verheißt, wenn auch eine, die eine „Tausend und eine Nacht“-Stimmung aus deutschem Herzen musiziert. (Und aus steirischem dazu: denn die seelische Landschaft aller Kienzlopern scheint mir an den Geländen der Mur zu liegen!) Aber trotz all dieser Erfolge, die auch für den Minderstärker der Werke eines beweisen müssen: die Echtheit ihres Kerns, das Menschlich-Sittliche ihrer Dramatik, die Lebenskraft ihrer Musik — trotz dieser Erfolge kann ich





neigt, daß Dr. Mataja weniger von bösem Willen befeelt, als mit sehr ungeschickten Händen begabt ist. Er glaubt, Seipels Politik fortzuführen; und er hat den Ehrgeiz, ein „Diplomat“ alter österreichischer Schule zu sein, d. h. mit mehreren Eifen zu spielen.“ Ja, das stimmt. „So bietet sich“, schreibt Dr. Stolper im „Oesterreichischen Volkswirt“, „Herr Mataja Italien an, um gleichzeitig Frankreich aufzufordern, die „Anabhängigkeit“ Oesterreichs zu schützen.“ Sein Sognito-Besuch in Paris hat sogar die von ihm umworbene französische Regierung verschluckt. Den Besuch in Berlin, den Seipel, ehe er an die Entente herantrat, für notwendig hielt, hat Mataja unterlassen, und wenn es richtig sein sollte, daß er hauptsächlich aus persönlicher Antipathie den Gesandten Riedl beseitigte, so hat er dazu den ungeschicktesten Anlaß benützt, sodas alle Freunde des Anschlusses den Schlag auf sich beziehen mußten. Die Freunde des Ausschusses ohne Unterschied der Partei er-

blicken in dem österreichischen Außenminister einen Widersacher, wobei es ziemlich gleichgültig ist, ob man mehr mit einem deutschfeindlichen Willen oder mit Schwäche und Verworrenheit zu rechnen hat. Das kam auch in Berlin bei der vom Volksbund für den abgesetzten Gesandten Riedl veranstalteten Versammlung zu scharfem Ausdruck. Es wird sicher in den Reihen der großdeutschen Regierungspartei Oesterreichs beachtet worden sein, daß in der Berliner Versammlung auch ein deutschnationaler Abgeordneter diese Anschauung vertrat.

Für die Anschlußfreunde in Oesterreich (nach Dr. Seipels Meinung mindestens 90 Prozent, nach Maßgabe der Tiroler und Salzburger Volksabstimmungen 98 Prozent der Bevölkerung!) besteht, gegenüber der unsicheren Haltung der Mataja-Regierung, ein Hort der Zuversicht in der Wiener Volksbund-Ortsgruppe.

Der österreichische Gesandtenwechsel in Berlin und der Oesterreichisch-Deutsche Volksbund.

Abschiedsversammlung für Dr. Riedl.

Der Oesterreichisch-Deutsche Volksbund hatte zu Montag, den 6. Juli 1925, Einladungen zu einer dem scheidenden Gesandten Dr. Richard Riedl geltenden Sitzung ergehen lassen. Der Beratungsraum im Obergeschoß des Reichstages war dicht gefüllt von Vertretern des Volksbundes, Reichstagsabgeordneten aller großen politischen Parteien und Vertretern der Kunst, Wissenschaft, Schule und Wirtschaft. Der Erste Vorsitzende des Volksbundes, Reichstagspräsident Loebe, eröffnete die Versammlung mit einer Ansprache, in der er u. a. sagte:

„Der Oesterreichisch-Deutsche Volksbund hat Sie heute hierher geladen, um Abschied zu nehmen, da Dr. Riedl von seinem Berliner Gesandtenposten, den er seit vier Jahren

bekleidet hat, abberufen worden ist. Wir bedauern diese Abberufung, denn Dr. Riedls Tätigkeit war getragen von dem in die Zukunft schauenden großdeutschen Gedanken. Er, der ausgezeichnete Kenner wirtschaftlicher Verhältnisse und Bedingungen, weiß ganz genau, und hat nie seine Ueberzeugung zu verbergen versucht, daß Deutschösterreich nicht anders aus seinem Elend herauskam als durch die Vereinigung mit dem Deutschen Reich, als durch die Heimkehr ins Reich, die das deutschösterreichische Volk selbst mit allen Fasern seines Wesens erstrebt und fordert. (Lebhafte Zustimmung.) Die Abberufung Dr. Riedls mag ihren Grund gehabt haben auch in gewissen Differenzen mit dem deutschösterreichischen Außenminister, worüber in dieser Versammlung noch mehr gesagt werden wird. Ich erteile das Wort dem Reichstagsabgeordneten von Remnik.“

mir denken, daß Wilhelm Kienzl der ewigen Frage nicht froh wird: „Schenken Sie uns bald wieder eine Volksoper, wie es Ihr Meisterwerk war?“

Die Frage ist ja auch nicht sehr geschicklich und nicht sehr verständnisvoll. Nämlich: kein Genie der Welt kann eine Volksoper „schreiben“, mit Vorbehalt, mit dem bestimmten Willen zur Popularität; schon dieser Wille würde sie verurteilen, weil sie eben nur im Ungelesenen, im Gefundenen, in jenem Stückchen Volk liegen kann, das im Künstler noch lebendig ist. Keine Oper der Welt ist als Volksoper ans Licht gekommen; sie mußte es erst werden. Es läßt sich auch gar nicht so leicht formulieren, worin — außer der Bestimmtheit des Bodenständigen — das eigentliche Wesen einer Volksoper liegt; am ehesten noch in einer Melodik, die (durchaus unbewußt) aus den gleichen Quellen schöpft wie das Volkslied — und selbst das stimmt nicht ganz, ebensowenig wie die Forderung der Einfachheit, der Hans- und Gretel-Gefühle, der Primitivität im Geistigen. „Die Meisterfinger von Nürnberg“, die edelste deutsche Dichtung, haben nichts von alledem; im „Freischütz“ sind wieder das Heimatliche, der Zauber des Waldes, die vertrauten Sagenelemente, in der „Jauberslöte“ ist das bunte Bilderbuch der ewigen Typen menschlicher Empfindungen. Aber „Tristan“ kann nie zur Volksoper werden (so wenig „Salome“ und „Elektra“ es je vermögen — eher schon, so paradox es heute noch klingen mag, „Die Frau ohne Schatten“; selbst der „Sigaro“

ists nicht geworden, der „Hans Heiling“ hatte die rechte Mischung, aber nicht die rechte Kraft — und sonst ist es vielleicht unter deutschen Opern nur noch dem köstlichen „Barbier von Bagdad“ beschieden, diese Art der Unsterblichkeit zu erlangen und seinem eigenen Wort nach „Barbier der Nachwelt“ zu werden. Vielleicht — und das wäre wieder paradox; denn nichts von all dem Gesagten stimmt dazu. Heute jedenfalls scheint Wilhelm Kienzl der einzige zu sein, der das Geheimnis kennt, wie man eine Volksoper macht. Und der kennt es nur, richtiger: er hat es nur, aber er weiß es nicht. Wüßte ers, so wär' er unfähig, eine zu schaffen.

Trotzdem: es läßt sich hinterher manches finden, was den ungewöhnlichen Erfolg und die ungewöhnliche Lebensdauer der Kienzlichen Opern ausmacht. Vor allem — und besonders im „Evangelium“ — der glückliche Griff der Textdichtungen, wie es nur einem Musiker von Kienzls eminentem Theatertum gelingt; die einfache, zu Herzen gehende Handlung, einfache, rührende, unverdorrene oder schuldbeladene, vom Gewissen gepeinigte Menschenkinder, deren Schicksale jedes Anteils gewiß sind. Dann der heimatische Zug, der selbst in dem französischen Milieu des „Kubreigen“ durchschlägt: in den Naturlenten der Schweizer Seele in der öden Fremde. Und, was das Wesentlichste ist: Kienzls ungemeine Begabung, Melodien zu erfinden, die — wie Brahms es einmal von einem andern sagte — noch keine Volkslieder sind, aber es werden können. Die Kraft des Populären (im